

**Zeitschrift:** Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

**Herausgeber:** Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

**Band:** 21 (1913)

**Heft:** 17

  

**Artikel:** Über unnütze Geräusche

**Autor:** Ewald

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-547221>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Rote Kreuz

Schweizerische Halbmonatschrift

für

Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Ueber unnütze Geräusche . . . . .	261	Die Samariteransichtskarte von Seewen . . .	271
Bericht des schweizerischen Roten Kreuzes über seine Hilfsaktion im Balkankrieg 1912-13 . . .	265	Die Bekämpfung des Staubes im Hause und auf der Straße . . . . .	273
Aus dem Vereinsleben: Teufen; Samariter= vereinigung Amt und Limmattal; Bischofszell . . .	268	Pilze und Pilzvergiftungen . . . . .	274
		Billiges Verbandmaterial . . . . .	276

## Ueber unnütze Geräusche.

Nach einem Vortrag von Prof. Dr. Ewald, Geh. Medizinal-Rat, Berlin, aus den Blättern für Volksgesundheitspflege.

Das menschliche Nervensystem gleicht, soweit es unserem Organismus die Eindrücke der Außenwelt übermittelt, den Blättern der Zitterpappel. Wie diese durch den leisesten Lufthauch, so wird jenes schon durch die minimalsten von außen kommenden Reize in Erregung versetzt, Reize, die so schwach sind, daß sie uns unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum oder gar nicht bewußt werden. Und wie der Lufthauch zum Sturm werden und die Äste knicken, die Blätter mit sich reißen kann, so ist auch das Nervensystem der ganzen Staffel von den schwächsten bis zu den schwersten Erregungen unterworfen, wobei dann die Spuren eines solchen Nervensturmes auch nicht ausbleiben. Es ist bekannt, daß jedes Sinnesorgan mit einem besonderen überaus feinen und wunderbar konstruierten Nervenapparat ausgerüstet ist, den wir mit einem der Elektrotechnik entlehnten Vergleich als Empfänger bezeichnen können. Dieser Empfänger nimmt nur solche Erregungen auf, die für das betreffende Organ ausschließlich angepaßt und zugehörig sind. Der Sehapparat des Auges kann nur durch Lichtstrahlen, der Hörapparat nur durch Schallwellen, die Haut nur durch mechanischen

Druck, das Geruchsorgan nur durch Gerüche usw. in Erregung versetzt werden und die ihm eigentümlichen Erregungszustände dem Gehirn übermitteln, wo sie dann in die betreffenden Sinnesempfindungen umgesetzt werden. Je stärker diese Erregungen sind, je schneller sie sich folgen und je länger sie anhalten, desto eher und desto mehr tritt eine Ermüdung des Empfängers ein. Er verliert die Fähigkeit, auf feinere Reize zu antworten, verlangt vielmehr immer größere Antriebe, bis er schließlich wie ein abgehefter Gaul nur noch auf schwere Peitschenhiebe und selbst auf diese nicht immer reagiert. Erst nach längerer Ruhe gewinnt das betreffende Sinnesorgan seine ursprüngliche Empfänglichkeit wieder. Dies alles ist so bekannt und eine so alltägliche Erscheinung, daß es kaum besonderer Beweise dafür bedarf.

Durch zu heftige Reize treten manchmal aber recht schwere Störungen ein. Diese Tatsache sollte man sich immer vor Augen halten und deshalb jede unnütze Ermüdung der Nerven aufs ängstlichste vermeiden. Ganz besonders gilt dies für unseren großstädtischen Betrieb, dessen hastender Lärm, dessen rast-

lose Unruhe schon ohne dies Ansprüche genug an unsere Nerven stellt und die Menschen „nervös“ macht. Vieles davon ist unvermeidlich und muß in den Kauf genommen werden, anderes ist aber nur schlechte Angewohnheit und ließe sich zu allgemeinem Nutzen und Frommen entweder ganz vermeiden oder doch sehr erheblich beschränken.

Hierhin gehören die „unnützen Geräusche“.

Es ist erstaunlich, was in unserem öffentlichen und privaten Leben an solchen unnützen Geräuschen Tag für Tag und Nacht für Nacht verbrochen wird und wie wenig das Publikum in seinem eigensten Interesse auf Abhilfe dringt oder sich selbst dazu erzieht. Wieviel unnützen Lärm müssen wir nicht bei jedem Gang durch die Straßen anhören, und ganz besonders hier in Berlin hat der Lärm allmählich eine geradezu gesundheitsgefährliche Höhe erreicht. Ich kenne kaum eine große Stadt, in welcher so viel an unnützen Geräuschen geleistet wird wie bei uns. Selbst in den Millionenstädten London und Paris, von kleinen Metropolen ganz zu schweigen, geht es stiller her und wir haben den traurigen Ruhm, in dieser Beziehung, wie man heutzutage sagt, den Rekord erreicht zu haben.

Das Klingeln der Feuerwehr sei ihr als ein berechtigtes Warnungssignal nachgesehen, zumal es doch, Gott sei Dank, nicht so in Permanenz erklärt ist, wie das Rasseln und Klingeln der elektrischen Wagen und das Tuten der Automobile. Was besonders die ersteren betrifft, so steht es fest, daß nirgends anderswo „die Elektrische“ mit einem derartig dröhnenden Geräusch durch die Straßen faucht, wie bei uns, worunter ebenso die Insassen des Wagens als die Passanten auf der Straße und nicht weniger die Bewohner der anliegenden Häuser zu leiden haben. Und wer nun gar zu seinem Unglück an einer Straßenecke wohnt, die mit Kreuzungen und Haltestellen belegt ist, der weiß ein Lied davon zu singen! Wie ein gewaltiger Orkan schwillt der Lärm zuerst an, um dann kurz vor dem Hause wieder nachzulassen und in ein anmutiges Quietschen überzugehen, das so lange anhält, bis die Ecke umrundet und der Wagen zum Stehen gebracht ist. Bei der Abfahrt kommt dann dasselbe Spiel in umgekehrter Reihenfolge.

Am Tage läßt sich das allenfalls noch ertragen, man hört in dem allgemeinen Lärm darüber fort, aber in den frühen Morgenstunden und in den späten Nachtzeiten, wo viele von uns die Arbeit an den Schreibtisch fesselt, ist es geradezu unträglich. Ich habe einen Herrn gekannt, der nur aus diesem Grunde sein schönes, von ihm allein bewohntes Eckgrundstück fortgegeben hat. Ähnlich verhält es sich für diejenigen, die das Unglück haben, an der Hochbahn oder an der Stadtbahn zu wohnen, obgleich die letztere noch die verhältnismäßig wenigst lärmende in diesem Trio ist. Es ist fraglos, daß die Technik, wenn sie ernstlich dazu gezwungen würde, das Rasseln der elektrischen Wagen erheblich mildern könnte, gerade so, wie sie das Getöse der Hochbahn auf ein geringeres Maß herabgesetzt hat, nachdem energische Beschwerden dagegen erhoben sind. Freilich ist es sehr viel leichter für die Hausbesitzer eines verhältnismäßig nicht zu langen Straßenzuges, sich zusammenzutun, wie für die Bewohner einer ganzen Stadt, denn wir leiden doch schließlich alle darunter. Aber hier sollte die Presse im hygienischen Interesse immer und immer wieder ihre Klagen erschallen lassen und auf Abhilfe dringen.

Auch das Tuten der Automobile, für die leider eine Polizeiordnung besteht, nach der sie an jeder Straßenkreuzung ein Signal zu geben haben, könnte auf ein viel geringeres Maß zurückgeführt werden. In der Tat hat es ja auch in dem Maße nachgelassen, als das übertriebene und gemeingefährliche Schnellfahren seltener geworden ist. In welchem Maße dieser Lärm beschränkt werden kann und wie unnützlich er ist, das zeigt für jedermann offensichtlich das Beispiel der Radfahrer. Diese Gruppe der Lärmmacher konnte sich anfangs nicht genug damit tun, ihre Glocken so oft und laut und durchdringend und schrill wie möglich erklingen zu lassen. Das war besonders stark, solange der Sport noch ein neuer und die Freude daran, anderen zu zeigen, daß man radfahren kann, noch eine jugendfrische war. Heutzutage, wo das Rad ein Verkehrsmittel wie jedes andere geworden ist, wird man nur noch selten durch das plötzliche und ganz unnütze Klingeln eines Radfahrers erschreckt. Man beleiht sich einer lobenswerten Mäßigung in diesen Darbietungen. Allerdings ist ein Berliner Damm

keine Kleinkinderbewahranstalt oder Dorfstraße. 90 % der Unglücksfälle auf den Straßen ließen sich vermeiden, wenn die Fußgänger beim Uberschreiten des Fahrdamms nicht wie mit Scheuklappen oder im Schlaf schräg über die Straße steuern wollten, sondern sich hübsch umsehen und den geraden Weg von einer Seite zur anderen gehen würden. Auch sollte den Kindern auf das strengste verboten werden, unmittelbar vor den Wagen oder Automobilen oder Fahrrädern über die Straße zu laufen, was sie häufig als eine Art Sport betreiben. Wenn man selbst fährt oder neben dem Kutscher bezw. Fahrer sitzt, sieht man erst, welche provinziellen und ganz unglaublichen Zustände in dieser Beziehung herrschen. Aber es gibt Leute, die es als einen Eingriff in ihre Menschenrechte betrachten, wenn sie einem herankommenden Wagen ausweichen oder sich in dem behaglichen Gleichmaß ihrer Schritte stören lassen sollen!

Hierher gehört ferner das Peitschenknallen, worüber sich schon Schopenhauer schwer beklagt hat und das verständigerweise in einzelnen Orten polizeilich verboten ist.

Nur mit Zittern und Zagen und in der Angst, für einen ganz untergeordneten Patrioten gehalten zu werden, wage ich auch die Militärmusik, wenn sie morgens um 5 Uhr durch die Straßen klingt, für ein unnützes Geräusch zu erklären! Ich will gewiß nicht an dieser jedem Preußenherzen heiligen Institution nörgeln, und will gern zugestehen, daß sie bei Tage breiten Schichten der Bevölkerung eine aufrichtige Freude bereitet. Aber die armen Kranken, die nach einer schlaflosen Nacht endlich am Morgen eingeschlummert sind und nun wieder zur Unzeit aus dem Schlafe geweckt werden, den sie nachher nicht wieder finden können, haben mir oft genug ihr Leid darüber geklagt. Vielleicht ließe sich auch in dieser Beziehung, ohne der Wehrhaftigkeit des preußischen Staates zu schaden, eine Remedur schaffen.

Von dem Lärm, der mit den Straßenarbeiten, dem nie endenden Aufreißen des Pflasters, den Reparaturen und Menderungen an den Straßenbahnschienen und dergleichen mehr verbunden ist, will ich nicht sprechen. Das sind Dinge, die sich nicht vermeiden lassen, und die wohl auch im Interesse des Verkehrs auf die Nachtstunden gelegt werden müssen. Es sind wenigstens keine dauernden, sondern

an den einzelnen Stellen nur vorübergehende Störungen.

Das laute, rücksichtslose Sprechen in Gegenwart anderer, für deren Ohren das Gesagte nicht bestimmt ist, wie wir es in den Restaurants, den Wagen der Elektrischen und der Eisenbahnen und anderwärts so oft hören müssen, ist eine Unsitte, die leider ganz besonders den Deutschen eigen ist. Man kann daran in der Fremde schon von weitem die Landsleute erkennen und — ihnen eventl. aus dem Wege gehen! Leider ist dies nicht immer möglich und so kommt es oft vor, daß wir, statt in Ruhe nachzudenken oder lesen zu können, Gespräche anhören müssen, die uns absolut gleichgültig sind, denn es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß nur die allerwenigsten Menschen in stande sind, sich soweit zu konzentrieren, daß sie darüber hinweghören können. Es ist, nebenbei gesagt, von den Betreffenden ziemlich leichtsinnig, persönliche Angelegenheiten in dieser Weise zu besprechen, da sie doch nie wissen können, wie weit dieselben Unberufenen zu Ohren kommen. Oft gerügt ist auch der rücksichtslose Lärm, der durch Türenwerfen, laute Unterhaltungen in den Lesezimmern und Schlafzimmern, durch Stapfen mit schwerem Schuhzeug in Hotels u. a. D. die Unbildung der Betreffenden erkennen läßt. Als ich aber einmal eine deutsche Professorenfrau in einem Tiroler Hotel höflichst darauf aufmerksam machte, daß das Les- und Schreibzimmer nicht der geeignete Ort für überlaute Erzählungen ihrer Reiseerlebnisse wäre, bin ich schön angekommen.

Sollte nicht auch die übermäßige Besetzung von Chor und Orchester bei großen Musikaufführungen, wenn die Zahl der Musiker und Sänger in keinem Verhältnis zu der Größe des Saales steht, in gewissem Sinne in den Bereich der vermeidbaren Gräuße fallen? Darüber wird sich kaum eine allgemein gültige Norm aufstellen lassen. Unser abgestumpftes und ermüdetes Ohr verlangt starke Mittel, um in uns die gleichen Empfindungen auszulösen, wie sie zu den Zeiten Bachs und Händels ein ungleich geringeres Aufgebot von Kräften bei den Hörern hervorzurufen vermochte. Unzweifelhaft gehört aber das Klatschen zur Unzeit, in der Mitte und vor dem Ende eines Stückes, zu den unnützen barbarischen Geräuschen.

Wenn diese „unnützen Geräusche“ auch

vielleicht nicht von allen Leuten als solche anerkannt und in ihrem gesundheitschädlichen Einfluß so hoch bewertet werden, wie ich dies tue, so wird doch sicherlich über die folgende Blütenlese ein einstimmiges verdammendes Urteil gefällt werden. Zuerst das Teppichklopfen auf den Höfen und das Musikmachen bei offenen Fenstern. Das sind Landplagen, von denen wenigstens die letztere in das Kapitel der groben Rücksichtslosigkeiten gehörig, leicht zu vermeiden wäre. Teppichklopfanstalten und Vakuumreiniger sind bis jetzt leider nur den oberen Zehntausend zugänglich. Zu diesem Kapitel gehört auch die überlaute Tafelmusik, wie sie bei feierlichen Gelegenheiten verübt wird und jedes Tischgespräch zum Tischgeschrei ausarten läßt, wenn man überhaupt versuchen will, sich mit seinem Nachbar zu unterhalten. Aber selbst ohne die bestellten Lärmmacher wird bei uns im allgemeinen von einer etwas größeren Tischgesellschaft ein überaus „unnützer“ Lärm gemacht. Ein Mitglied der Tafelrunde spricht immer lauter wie das andere, zum Teil gezwungen, um sich bei dem allgemeinen Getöse verständlich zu machen, und hat man die Tafel auf einen Augenblick verlassen, ist man bei der Rückkehr geradezu erstaunt über den Stimmenlärm, der uns ans Ohr schlägt. Und dann der brutale Lärm, der mit Grammophon, Klavieren und „Musikkapellen“ in zahllosen Kneipen und „Restaurants“ Tag und Nacht getrieben wird, zumeist bei offenen Türen und Fenstern und in Häusern, deren Wände so dünn sind, daß sie den Schall nicht dämpfen, sondern wie die Sprachrohre weitertragen!

Wenn aber schon die Gesunden unter dem unnützen Lärm leiden, wieviel mehr die Kranken! Als die Straßen Berlins das geräuschlose Straßenpflaster noch nicht kannten, sah man hin und wieder vor einem Hause eine dicke Strohschicht auf der Straße liegen, die der lieben Straßenjugend ein besonderes Gaudium bereitet. Leider handelte es sich immer um einen recht traurigen Anlaß. Ein Schwerkranker sollte vor dem Rauseln der Wagen auf dem holperigen Steinpflaster geschützt werden. Heutzutage ist der Lärm einesteils so viel größer, daß er durch solche Mittel nicht abzustellen ist, anderenteils das Pflaster viel geräuschloser, so daß diese Strohschüttungen kaum noch gemacht werden. Es gibt aber in der Krankenstube noch Ge-

räusche genug, die vermeidbar sind und die, ohne daß die Betroffenen sich etwas dabei denken, gemacht und den empfindlichen Kranken zur Qual werden. Dahin gehört das laute und harte Auftreten im Zimmer, das laute Sprechen, das laute Zumachen der Tür und gar das Werfen derselben, das geräuschvolle Rücken der Möbel und Hantieren mit den Utensilien, das laute Sprechen und Gehen im Nebenzimmer oder auf dem Korridor usw., Geräusche, die so gut vermeidbar sind und zu vermeiden wären, die aber, wie ich oft erlebt habe, nicht nur von der Umgebung des Kranken und dem Wartepersonal, sondern auch von den Ärzten nicht beachtet und nicht vermieden werden! Und wie dankbar ist doch der mit fieberndem Pulse, brennenden Schläfen und überreizten Nerven daliegende Kranke für jede Rücksicht, die auf ihn in dieser Weise genommen wird und die ich nicht dringend genug zur Nachahmung empfehlen kann.

Wenn wir dem betäubenden Lärm der Stadt entrinnen wollen, so flüchten wir uns gern in die Stille des Landes, in Wald und Feld. Aber wie sieht es jetzt in den Frühlings- und Sommermonaten bei uns aus! Daß sich Tausende von Erholung suchenden Menschen aus den Toren der Stadt aufmachen und ins Freie wandern, ist ja nur mit der größten Freude zu begrüßen. Daß aber diese Tausende die Erinnerung an sich durch ungezählte weggeworfene Butterbrotstücke — Stullenpapiere — Konjervenbüchsen, leere Bierflaschen und dergl. aufrecht erhalten und unsere Wälder besonders nach einem schönen Sonntag, wie die Müllgruben, aber nicht mehr wie Gottes schöne Natur aussehen, das ist nicht mehr schön. Ja, es ist ein geradezu ekelhafter Anblick, diese Sorte von Wald- und Feldblumen wie ein häßliches Unkraut allüberall — am dichtesten an den Eingängen in den Wald — wuchern zu sehen. Ich habe wiederholt mit den Förstern und Waldbeamten darüber gesprochen. Sie sind dieser Unsitte gegenüber machtlos und haben nicht die nötigen Mittel zur Verfügung, den Boden abräumen zu lassen. Ich habe verschiedene Jahre hindurch bei Beginn der guten Jahreszeit Einsendungen durch die Zeitungen gehen lassen, des Inhalts, daß man sich doch die kleine Mühe nicht verdrießen lassen möge, das Einwicklungs-papier entweder zu verscharren oder zusammenzuliegen und einzustecken. Alles umsonst!

Um aber nach dieser Abschweifung auf die unnützen Geräusche zurückzukommen, so bitte ich schließlich um Entschuldigung, daß ich Ihnen diese Kapuzinerpredigt heute Abend gehalten habe. Aber wessen das Herz voll ist, des sprudelt der Mund über. Daß wir es hier mit einem Mißstand zu tun haben, der je länger je mehr einen

schädigenden Einfluß ausübt und dessen Bekämpfung sicher mit zu den Aufgaben der Hygiene gehört, dürfte unzweifelhaft sein. Also helfen Sie uns, verehrte Anwesende, privatim und öffentlich in Ihrem eigensten Interesse in dem Kampf gegen die unnützen Geräusche.

### Bericht des schweizerischen Roten Kreuzes über seine Hilfsaktion im Balkankrieg 1912-13\*).

Zum zweitenmal in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren ist das schweizerische Rote Kreuz dazugekommen, seine wirksame Hilfe den leidenden Mitmenschen in größerem Maßstabe angedeihen zu lassen. Während es aber zu Anfang des Jahres 1909 galt, der schwer heimgesuchten Bevölkerung der durch elementare Gewalten zerstörten Gegenden Südtaliens helfend und tröstend beizuspringen, den Obdachlosen ein neues Heim zu gründen, hat das Rote Kreuz diesmal Gelegenheit gehabt, eine seiner ursprünglichsten und zugleich vornehmsten Aufgaben, die Linderung des Kriegselendes, zu erfüllen. Kaum zwei Tagereisen von unsern Grenzen entfernt, ist der Krieg mit furchtbarer Gewalt losgebrochen und hat Dimensionen angenommen, wie sie in Europa seit mehr denn 40 Jahren nicht erlebt worden sind. Ja, eine Zeitlang war die Gefahr einer Ausdehnung des Krieges auf weitere Staaten nicht ausgeschlossen, und leicht hätte in diesem Falle auch unser Vaterland in Mitleidenschaft gezogen werden können. Wenn uns das auch erspart geblieben ist, so ist doch der Wehgeschrei aller Unglücklichen, der Verstümmelten, Kranken und Elenden vom Kriegsschauplatz her, wo fünf Völker sich in blutigem Ringen gegenüberstanden, laut genug zu uns herübergedrungen, daß wir ihn hören mußten.

Und wir mußten ihm Gehör schenken, denn im Prinzip der Neutralität, wie sie das Rote Kreuz für Opfer des Krieges fordert, liegt auch der Gedanke der Internationalität inbegriffen, der Gedanke der Nächstenliebe, der keinen Unterschied der Konfessionen oder politischen Meinungen kennt, der sich nicht kümmern soll um die Begriffe Sympathie und Antipathie, der von keinen geographischen Grenzen weiß und deshalb an denjenigen unseres Landes auch nicht Halt machen darf. Darin lag auch die Richtschnur für die Tätigkeit des schweizerischen Roten Kreuzes im Balkankrieg.

Es heißt: „Schnelle Hilfe — doppelte Hilfe“. Gerne hätten auch wir schneller geholfen, allein es fehlte unserm Roten Kreuz an den dazu so notwendigen Mitteln. Es ist leider nicht in der glücklichen Lage, wie die Rot-Kreuz-Organisationen anderer Staaten, die über große Geldmittel verfügen und fertige, marschbereite Hilfsexpeditionen zur Hand haben. Wir sind darauf angewiesen, für die Beschaffung dieser Mittel erst an die so oft bewährte Opferwilligkeit des Schweizervolkes zu appellieren und müssen jeweilen für solche Zwecke erst eine Sammlung veranstalten.

Nun sind solche Rot-Kreuz-Sammlungen zweischneidige Waffen: ergeben sie ein gutes Resultat, so dienen sie nicht nur der Sache,

\*) Mit der heutigen Nummer beginnen wir den Abdruck unseres Berichtes, der in den nächsten Tagen den Vereinen und der Öffentlichkeit unterbreitet werden wird.